

LUCA FONTANELLA  
Trattoria Mortale – Der Tote im Palazzo



## *Buch*

In der Trattoria des alten Angelo Panda gibt es nur noch ein Gesprächsthema: Volterra nimmt an einem Wettbewerb teil, um offiziell zur schönsten Stadt der Toskana gekürt zu werden. Doch kurz bevor die Jury anrückt, überschattet ein Mord die Schönheit des mittelalterlichen Ortes: Der Star-designer Luigi Leonetti wird tot in seinem Palazzo aufgefunden. Als Mordwaffe diente ausgerechnet eine berühmte etruskische Statue, die aus dem archäologischen Museum entwendet wurde. Zu allem Überfluss scheint Ispettore Rossi aus Pisa keinerlei Interesse daran zu haben, den Mord aufzuklären. So bleibt Sergio Panda, Polizist und Teilzeitkellner, nichts anderes übrig, als selbst für Ordnung zu sorgen ...

Weitere Informationen zu Luca Fontanella  
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors  
finden Sie am Ende des Buches.

Luca Fontanella

---

Trattoria Mortale  
Der Tote im Palazzo

Ein Toskana-Krimi

GOLDMANN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns  
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren  
Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No01967

1. Auflage

Originalausgabe Juli 2023

Copyright © 2023 by Dirk Husemann und Jutta Wieloch

Copyright © dieser Ausgabe 2023

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur GmbH

Umschlagmotiv: Alamy Stock Photo/4k-Clips; FinePic®, München

Redaktion: Dr. Ulrike Brandt-Schwarze

LS · Herstellung: ik

Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49397-5

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

## KAPITEL 1

An diesem Tag gab es in der Trattoria des alten Angelo Panda nur ein Gesprächsthema: Volterra sollte das schönste Städtchen der Toskana werden – mit Brief und Siegel. Die Jury des Wettbewerbs *Il Girasole* suchte nach »der Sonnenblume« der Region, nach einem blühenden Ort mit tiefer Vergangenheit und leuchtender Zukunft, der zugleich fest in der Gegenwart verwurzelt war.

»So stand es jedenfalls im Prospekt«, sagte Kugelblitz, einer der Stammgäste der Trattoria, und rührte in seinem Espresso. Die kleine cremefarbene Tasse stand auf ihrem Untersetzer in einem Fußbad. »Und das trifft doch alles auf unser Städtchen zu, oder nicht?«

»Den Sieg haben wir quasi schon in der Tasche«, stimmte Zitadelle zu. Der mächtige Toskaner beugte sich über seinen Teller, biss ein großes Stück vom *panforte* ab und kaute das Gebäck genussvoll, genauso wie Trommelfeuer, der Dritte im Bunde, der wortlos nickte. Ihre sozialistischen Kampfnamen trugen die Männer mit Stolz.

Der Mittagstisch war vorüber. Die Tür des kleinen Lokals stand offen, von der Gasse wehte warme Mailuft herein –

und das Geräusch von Hupen, mit dem Vorbeifahrende die vertraute Runde in der Trattoria grüßten.

»San Gimignano braucht gar nicht erst anzutreten«, sagte Angelo Panda mit seiner heiseren Stimme. Der alte Wirt lehnte mit einem der mageren Arme auf der Theke und unterstrich seine Worte, indem er mit einer Stoffserviette wedelte. »Und Casole auch nicht. Das liegt so tief im Unterholz, das findet die Jury des Wettbewerbs nicht mal.«

In diesen Tagen reiste ein Komitee durch die Region, um die Kandidatenstädte für die Auszeichnung in Augenschein zu nehmen. Die Besichtigung Volterras stand am Anfang der nächsten Woche auf dem Programm, danach sollte der Sieger bekannt gegeben werden. Aber so einig sich die Volterraner waren, dass ihre Heimatstadt über die Konkurrenz triumphieren würde: Geteilter Meinung war man über den Weg, der zum Sieg führen sollte. Während die einen sicher waren, Volterra werde die Jury des Wettbewerbs durch seinen düsteren Zauber, seine mittelalterliche Atmosphäre und die überall sichtbaren Zeugnisse der Vergangenheit überzeugen – einer Vergangenheit, die immerhin bis in die Eisenzeit zu den Etruskern zurückreichte –, waren die anderen der Meinung, man müsse den Ort noch ein bisschen moderner herrichten, Altes verjüngen und Farbloses bunter gestalten.

»Wenn es nach dem Bürgermeister geht, sieht es hier bald aus wie auf einem Hochglanzfoto«, sagte Kugelblitz und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Das Flechtwerk knarzte, sein hellblaues Polohemd spannte über dem Bauch. »Was unser Städtchen aber ausmacht, sind die ungeschlif-

fenen Ecken und Kanten, der raue Charme seiner Gassen und Bewohner.«

»Damit meinst du dich wohl selbst«, krächzte Angelo.

Zitadelle lachte prustend und hielt sich dabei die Hand vor den Mund, konnte aber nicht verhindern, dass eine Wolke Puderzucker daraus hervorstob.

»Ein bisschen aufräumen sollten unsere Stadtväter schon«, warf Angelo ein. »Im Römischen Theater hat jemand Müll abgeladen, die etruskischen Teile der Stadtmauer hier in San Giusto sind marode, und einige Häuser am Borgo bräuchten einen neuen Wandputz. Der Wettbewerb wäre ein guter Anlass dafür, dass Bürgermeister Ragagioni endlich mal Geld in die Hand nimmt und die Missstände in der Stadt beseitigt. Es ist Montag, also noch eine Woche Zeit, da lässt sich einiges machen.«

»Du wirst dir noch wünschen, dass alles so bleibt, wie es ist, *babbo*.« Sergio kam aus der kleinen Kammer hinter der Theke in die Gaststube. Er war Angelos Sohn und Agent bei der örtlichen Polizei. Sooft es ging, half er in der Trattoria als Kellner aus. Gerade war er unterwegs in die Wachstube. Sergio warf sich die Uniformjacke über die Schulter, strich das dunkle, grau melierte Haar zurück und setzte die Dienstmütze auf. Auf dem Weg zur Tür sagte er: »Die Stadtväter haben kurzfristig Luigi Leonetti engagiert, damit er Volterra in letzter Minute zum Sieg verhilft.«

»Leonetti?«, fragte Angelo. »Den Tankwart?«

»Den Designer«, verbesserte Sergio. »Du weißt schon. Vor einigen Jahren ist er von Mailand nach Volterra gezogen.«

»Der ist komplett verrückt«, sagte Zitadelle. »Verbiegt Gabeln und so was.« Er wischte mit der Hand vor der Stirn herum.

»Du verstehst das falsch«, erwiderte Trommelfeuer und strich über seine Glatze. »Er hat eine Gabel entworfen, mit der man besonders gut essen kann.«

Zitadelle sah seinen Tischnachbarn abschätzig an und nickte. »Na klar! Gabeln, mit denen man essen kann.«

Sergio nahm seine Armbanduhr ab und zog sie auf. »Luigi Leonetti ist ein international anerkannter Künstler. Nur, weil ihr seine Entwürfe nicht versteht, muss das nicht heißen, dass sie schlecht sind.« Er hatte schon Arbeiten des Designers gesehen, bei einer Ausstellung in Siena. Leonettis Markenzeichen war das Dreieck, alles, was er formte, erhielt eine auffallend dreieckige Gestalt. Zu den Ausstellungsstücken hatten auch dreieckige Kleiderschränke gehört, die so entwickelt worden waren, dass sie nach dem Tod der Besitzer als Säрге verwendet werden konnten.

Sergio beschloss, dieses Wissen nicht mit den Stammgästen der Trattoria zu teilen, denn er musste in einer halben Stunde auf der Wache sein, und da gab es schon genug Trubel.

»Was genau soll der Kerl denn für Volterra unternehmen?« Angelos Stimme hatte einen lauernen Unterton angenommen. »Er wird ja wohl kaum die Mauern reparieren und den Müll wegräumen, oder?«

»Das musst du den Bürgermeister fragen«, schlug Sergio vor. »Ich glaube, Leonetti soll eine Imagekampagne starten.«



»Eine was?«, fragten die vier älteren Männer beinahe gleichzeitig.

»Das erkläre ich euch später, jetzt muss ich zum Dienst, es ist schon kurz vor zwei.«

Sergio wandte sich zum Gehen und wäre um ein Haar mit einem Gast zusammengeprallt, der gerade eintreten wollte. Es war Luigi Leonetti persönlich, unverwechselbar wegen der mit Strasssteinen besetzten Sonnenbrille, dem dünnen Oberlippenbärtchen und dem hauchdünnen Rollkragenpullover, den er selbst bei größter Hitze trug. Das hatte irgendetwas mit der Ästhetik des menschlichen Halses zu tun, wie Sergio aus einem Zeitschriftenbericht wusste.

Leonetti blieb abrupt stehen, als er sein Gegenüber in Polizeiuniform sah. »Findet in der Trattoria eine Razzia statt?« Der Designer hielt eine Kiste umklammert. Auf den Karton war ein geschwungenes silbernes  $\mathcal{L}$  geprägt.

»Noch nicht«, antwortete Sergio, »aber je nachdem, was Sie da unter dem Arm tragen, lässt sich das noch ändern.«

Leonetti stutzte, dann lächelte er zögernd. »Das ist doch das Il Gusto, oder nicht?« Er schaute zur Leuchtschrift über der Tür. Der Name der Trattoria prangte dort in blauen und gelben Lettern.

»Hältst du neuerdings die Gäste davon ab, ins Lokal zu kommen?«, rief Angelo von der Theke her.

Sergio blieb in der Tür stehen und versperrte den Weg. Ganz gleich, was Leonetti im Il Gusto vorhatte, er kam zu einem ungünstigen Zeitpunkt. Angelo, Kugelblitz, Trommelfeuer und Zitadelle würden den Mann dazu nötigen,

seine Pläne für Volterra offenzulegen, und danach würden sie versuchen, ihn dazu zu bringen, alles über den Haufen zu werfen.

»Wenn Sie zu Mittag essen wollen«, sagte Sergio, »sind Sie ein bisschen spät dran, aber ...«

Angelos weiß behaarte Hand schob Sergio beiseite und streckte sich Leonetti entgegen. Der Designer wurde in die Trattoria hineinzogen. Das Unglück nahm seinen Lauf.

»Was soll das denn sein?« Angelo schaute in die Kiste, die Leonetti auf einen der bereits abgedeckten Holztische gestellt und geöffnet hatte. Kugelblitz und Zitadelle scharften sich um die beiden Männer und reckten die Hälse.

»Das sind Gläser und das da zwölf Sätze Besteck«, erklärte Leonetti mit funkelnder Stimme. »Aus meinem Atelier. Ich habe diese Stücke im Auftrag der Stadtverwaltung entworfen, damit sie am Tag des Wettbewerbs überall verwendet werden. Schauen Sie bitte. Auf den Gläsern kann man das Stadtwappen sehen und auf Gabeln, Löffeln und Messern auch. Ich und das Büro des Bürgermeisters, wir bitten Sie, am kommenden Montag, wenn die Jury in der Stadt ist, Ihr übliches Besteck gegen dieses hier zu tauschen.« Er schaute in die Runde. »*Tutto a posto?* Dann mache ich mich wieder auf den Weg, ich muss noch ein paar andere Gaststätten beliefern.«

»Meine Löffel sind den feinen Herrschaften im Rathaus wohl nicht gut genug«, knurrte Angelo. »Immerhin sehen sie aus wie Löffel und nicht wie ... wie ...« Er deutete auf die Einlage in der Kiste.

»Wie dreieckige Eierschneider«, ergänzte Kugelblitz.

»Genau«, krächzte Angelo. »Was soll der Quatsch mit den Rillen? Da läuft ja die Suppe aus dem Löffel heraus.«

Leonetti lächelte milde. »Das sind natürlich keine Suppenlöffel, sondern Pastalöffel. Schauen Sie: In den Rillen sind Haken, darin verfangen sich die Spaghetti, Ihre Gäste müssen sie dann nicht mehr mit der Gabel aufdrehen.«

»Bei uns wird schon seit tausend Jahren aufgedreht, und das wird auch so bleiben«, blaffte Angelo. »Außerdem ist unsere Trattoria selbst ein Schmuckstück dieser Stadt. Wir brauchen Ihr Zeug nicht, um zu gewinnen.«

Sergio postierte sich vorsichtshalber zwischen seinem Vater, den er um zwei Köpfe überragte, und Leonetti. Die Luft zitterte. »Hör mal, *babbo*, die Idee ist anscheinend, das Besteck und die Gläser nur an einem einzigen Tag zu verwenden, nämlich dann, wenn die Jury sich Volterra anschaut. Danach kannst du wieder unsere Gläser, Messer, Löffel und Gabeln benutzen. So ist es doch, Signor Leonetti?«

Der Designer setzte seine Sonnenbrille ab, seinen blaugrünen Augen fehlte Wärme, als er Angelo ansah. »Dass meine Objekte in den Ristoranti verbleiben, ist nicht vorgesehen.«

Angelo kniff die Augen zusammen, sein Gesicht war so grimmig wie ein Kriegerdenkmal, als er den Hals reckte, um über Sergios Schulter einen Blick auf Leonetti zu erhaschen. »Das hier ist eine *Trattoria*, Signore! Kein Ristorante! Lernen Sie erst mal den Unterschied kennen, bevor Sie versuchen, mich einen Dieb zu schimpfen.«

Nun beugte sich auch Leonetti an Sergio vorbei und hob die Stimme. Er rief etwas über toskanische Bauern und

Leute, die den Wert seiner Kunst nicht zu schätzen wüssten. Er habe Angelo die Hand geben wollen, aber wie schnell werde aus einer Hand eine Faust.

Angelo stopfte den Löffel zurück in die Kiste, nahm diese vom Tisch auf und stellte sie vor der Tür ab. Dann kehrte er zurück und machte sich an etwas Belanglosem hinter der Theke zu schaffen. »Wir gewinnen diesen Wettbewerb auch ohne solchen Firlefanz. Wollen Sie noch was bestellen, Signore? Wir schließen nämlich gleich.«

Leonetti stürmte in Richtung Ausgang, nahm die Kiste auf und verschwand aus dem Sichtfeld, wenige Sekunden später tauchte er noch einmal in der Tür auf. »Wenn Volterra den Wettbewerb verliert, werde ich allen berichten, was ich hier erleben musste. Das wird das Ende Ihres Ristorante sein.«

»Trattoria«, verbesserte Angelo ungerührt. »Und Ihre Drohungen sind so sinnlos wie Ihr Besteck. Wir können gar nicht verlieren, einfach deshalb, weil wir die Besten sind.«

Leonetti verschwand. Über der Gaststube lastete das Schweigen eines ausgestandenen Streits.

»Wie schnell wird aus einer Hand eine Faust«, sagte Kugelblitz, der sich mit Zitadelle und Trommelfeuer wieder am Stammtisch niedergelassen hatte, nach einer Weile. »Das hat er gut gesagt. Fandet ihr nicht?« Der Pensionär liebte Redewendungen und pflegte sie ständig zu wiederholen, wenn er erst einmal von einer begeistert war.

»So wie diese Faust hier?«, fragte Zitadelle und öffnete seine Pranke. Darin kam eines von Leonettis Gläsern zum Vorschein. Es war vollständig in der Hand des riesigen Toskaners verschwunden.

»Du hast ein Glas geklaut«, stellte Trommelfeuer fest.

»Habe ich nicht«, erwiderte Zitadelle und betrachtete das Glas von allen Seiten. »Wenn du etwas in einem Lokal in die Hand nimmst, gilt das erst als gestohlen, wenn du es durch die Tür schmuggelst. Habe ich das etwa getan?«

»Hör mal, Zitadelle«, sagte Sergio. »Das geht nicht. Ich bin Polizist. Gib das Glas zurück.«

»Wirf es am besten gegen die Wand«, rief Angelo hinter der Theke hervor.

Zitadelle machte eine beschwichtigende Geste. »Natürlich. Wird alles zurückgegeben. Aber erst mal will ich wissen, was daran so besonders sein soll. He, Angelo, schenk mir doch bitte vom Hauswein ein.«

Angelo kam mit einer Flasche herbei und zielte mit dem Flaschenhals auf das Glas, zögerte. »Wo ist denn die Öffnung?«

Zitadelle ließ das dreieckige Gebilde kreisen und verharrte dann. »Hier«, sagte er, doch Kugelblitz widersprach und verwies auf ein kleineres Loch, das sich allerdings am Boden des Glases befand.

Sergio nahm es vorsichtig in die Hand und drehte es in verschiedene Richtungen. Auch er konnte beim besten Willen nicht erkennen, wie man das Glas benutzen sollte. Jetzt war er froh, dass Leonetti seine Siebensachen wieder hatte mitnehmen müssen. Er beschloss, dem Designer das fehlende Glas zurück ins Atelier zu bringen. Die Trattoria würde schon genug Schwierigkeiten bekommen, weil sie nicht am Programm der Stadtverwaltung teilnahm. Es musste nicht auch noch das Gerücht aufkommen, der Wirt

sei ein Dieb. Vorsichtig ließ er das Glas in die Seitentasche seiner Uniformjacke gleiten.

»He«, empörte sich Zitadelle, »das kannst du nicht machen, Sergio.«

»Und ob ich das kann«, entgegnete Sergio. »Ich werde ...«

In diesem Moment war ein Knall zu hören, irgendetwas war geplatzt, etwas Großes, dann folgte ein Gurgeln und Blubbern.

»Was war das?«, stieß Angelo hervor.

Die Antwort kam aus dem Durchgang zur Toilette. Von dort ergoss sich ein Wasserschwall in die Gaststube. Innerhalb weniger Augenblicke waren die Terrakottafliesen des Lokals überschwemmt, Tische und Stühle standen in einer großen Pfütze.

»Rohrbruch!« Matteo, der Koch, schaute aus der Durchreiche zur Küche. Angelo schleppte bereits Eimer und Lappen herbei. Sergio beugte sich unter die Theke und drehte den Hahn für die Wasserzufuhr ab. Das Gurgeln verstummte. Jetzt waren nur noch das Platschen der Lappen und Angelos Flüche zu hören.

»Ich rufe einen Klempner«, sagte Sergio und ergänzte nach einem Blick in den hinteren Bereich der Trattoria: »und ein paar Bauarbeiter von Manfredi.« Dann blätterte er durch das Telefonbuch mit den zerknitterten Seiten. Da konnte sein Vater noch so viel wischen. Die Trattoria war weit davon entfernt, ein Schmuckstück für den Wettbewerb zu sein.

## KAPITEL 2

Die Polizeiwache lag im zweiten Obergeschoss des Palazzo Pretorio, einem der markantesten Gebäude Volterras. Der mächtige Bau, dessen ältester Teil aus dem dreizehnten Jahrhundert stammte, flankierte eine Seite des zentralen Platzes. Auf der anderen ragte der Palazzo dei Priori auf, das mittelalterliche Rathaus. Zusammen bildete das Ensemble eine der eindrucksvollsten Ansichten der Toskana.

»Wie siehst du denn aus?«, fragte Alessandro, als Sergio die Wachstube betrat.

Alessandro Minotti war Sergios Freund und Vorgesetzter und hatte bisweilen Mühe, beides unter einen Hut zu bekommen. Vor allem anderen liebte Alessandro Ordnung und Korrektheit, und seine gefährlichste Waffe waren die Listen, die er zu allem und jedem anzulegen pflegte. Wenn er gerade eine über die am schlechtesten gekleideten Polizisten der Toskana führen würde, hätte Sergio darauf einen Spitzenplatz belegt.

»*Mi dispiace*, tut mir leid, aber es gab einen Rohrbruch in der Trattoria«, erklärte Sergio, warf seine Jacke auf

einen Stuhl und zog sich das mit Flecken gesprenkelte Hemd aus.

»Was tust du da?«, rief Alessandro.

Bertini, ihr junger Kollege, schaute von seinem Schreibtisch auf und hob eine Augenbraue.

»Ich habe meine Wechseluniform hier in der Wache«, sagte Sergio. »Sonst hätte ich mich schon längst umgezogen.« Er ging auf einen Spind zu, auf dem sein Name stand, und holte ein frisches Hemd und eine Hose hervor.

»Nicht auch noch die Hose«, rief Alessandro, sprang auf und schloss die Tür zum Flur. Er suchte nach einem Schlüssel, fand aber keinen und verbarrikadierte den Eingang schließlich, indem er sich mit dem Rücken gegen die Tür lehnte.

Sergio wechselte die Kleider und wollte die nassen Sachen in eine Baumwolltasche stopfen, die auf dem Schrank neben der Kaffeemaschine lag. Er faltete die Tasche auseinander. Sie trug den Schriftzug *Volterra. Das Juwel der Toskana* und hatte eine dreieckige Form.

»War Leonetti schon hier?«, fragte er und knöpfte sich das Hemd zu.

»Sieht man doch.« Alessandro deutete auf die Tasche und gab die Tür wieder frei, während Sergio sein dichtes Haar nach hinten strich. Alessandro trat auf ihn zu und musterte ihn von allen Seiten. »Jetzt bist du wieder präsent.«

»Und einsatzbereit«, ergänzte Sergio mit einem Nicken zu Bertini, dessen Schicht um halb drei endete. Der Kollege räumte seine Sachen zusammen und verabschiedete sich.



»Also«, Alessandro ließ sich seufzend auf seinen Bürostuhl sinken, »heute Morgen war schon jede Menge los: ein Unfall auf der Landstraße Richtung Saline, eine Prügelei auf der Olivenplantage von Tedeschi, und Signora Monressore verlangte, dass wir ihre Nachbarn überprüfen, weil sie meint, die würden schwarze Messen feiern. Bertini war überall vor Ort und hat die Formalitäten erledigt.« Er legte eine Hand auf einen Stapel Formulare. »Die warten jetzt darauf, von uns bearbeitet zu werden. Aber sie werden noch länger warten müssen, denn unser Städtchen steuert einer schweren Prüfung entgegen, einer Prüfung, die all unsere Aufmerksamkeit erfordert.«

Sergio ahnte, worauf Alessandro anspielte. »Du meinst den Wettbewerb *Il Girasole*?«

»Ich meine«, gab Alessandro zurück, »den Streit darüber, wie Volterra den Wettbewerb gewinnen soll. Seit der Bürgermeister diesen Leonetti engagiert hat, nimmt der Ärger in der Stadt kein Ende. Die einen hoffen, dass der Designer frischen Wind durch die Gassen wehen lässt, die anderen wollen genau das verhindern. An jeder Straßenecke diskutieren die Leute in diese oder jene Richtung, und wenn man sich nicht einig wird, beleidigt man zunächst sein Gegenüber, dann dessen Familie, und schließlich fliegen die Fäuste.«

»Wie leicht wird aus einer Hand eine Faust«, sagte Sergio, winkte aber ab, als Alessandro ihn verständnislos anschaute. »Du hast recht, wir müssen etwas unternehmen. Wenn die Hälfte der Volterranner am Montag vor der Jury mit einem blauen Auge erscheint, gewinnen wir den Wettbewerb bestimmt nicht.«

»Hauptsache, Casole gewinnt nicht«, brach es aus Alessandro heraus. Er blickte überrascht auf und kniff die Lippen zusammen. »Jedenfalls gehen wir häufiger Streife, und Morelli muss früher aus dem Urlaub zurückkommen.«

Sergio stutzte. Alessandro benahm sich doch sonst nicht so wie jene Toskaner, die immer etwas an den Nachbargemeinden auszusetzen hatten, bisweilen sogar deren Existenz leugneten. Und was hatten auf einmal alle gegen Casole? Auch Angelo hatte den kleinen Ort südöstlich von Volterra erwähnt. Hatte das Wettbewerbsfieber die beiden erwischt?

Bevor Sergio danach fragen konnte, wurde die Tür zur Wachstube aufgerissen, und ein Mann in einem eleganten Sportjackett stürmte herein. Über seinen Schultern lag ein roter Pullover, die Ärmel waren vor seiner Brust verschlungen. Trotz seines Alters trug er das schlohweiße Haar lang und den dazugehörigen Bart kurz. Es war Guido Boschetti, der Leiter des Volterranner Museums für Archäologie.

»Ispettore Minotti! Sie müssen sofort mitkommen!« Er lief zu Alessandro und stemmte die Fäuste auf die Tischplatte.

»Was ist denn passiert, Dottore? Ist Ihnen etwas zugestoßen?« Alessandro zog ein leeres Formular aus einer Schublade und suchte nach einem Bleistift.

»Mir? Ganz Volterra ist etwas zugestoßen«, keuchte Boschetti, offenbar war er eine gute Strecke gerannt. Sergio schob ihm einen Stuhl heran, Boschetti setzte sich, sprang aber sofort wieder auf. »Der Abendschatten ist weg. Gestohlen.«

»Der Abendschatten?« Jetzt sprang auch Alessandro von seinem Stuhl auf.

»Unsere Ombra della Sera?«, fragte Sergio. »Weg?«

Das war eine Katastrophe, ein Erdbeben, ein Vulkanausbruch.

»Ein Orkan!«, rief Boschetti. »Und ich stehe mittendrin.«

Der Abendschatten war der Star des Museo Etrusco Guarnacci, die siebenundfünfzig Zentimeter hohe Figur eines Knaben aus Bronze, so schlank wie der Schatten eines Menschen in der untergehenden Sonne. So jedenfalls hatte der italienische Dichter Gabriele D'Annunzio die Statuette einmal beschrieben. Sergio hatte sich für ein Fotoprojekt näher mit dem Artefakt beschäftigt und es mit seiner alten Spiegelreflexkamera und einem Schwarz-Weiß-Film aus allen erdenklichen Blickwinkeln abgelichtet. Besonders merkwürdig an der Ombra della Sera war, dass sie wie moderne Kunst aussah, obwohl sie schon zweitausenddreihundert Jahre alt war. Derjenige, der die Skulptur geschaffen hatte, musste dem Volk der Etrusker angehört haben, so wurden die damaligen Bewohner der Toskana genannt. Das warf allerdings die Frage auf, warum die Figur so anders aussah als die üblichen Statuetten jener Tage. Und es machte sie zum Anziehungspunkt für Touristen. Der Abendschatten war das Aushängeschild der Stadt.

»Und jetzt ist er weg!« Boschetti verbarg das Gesicht in den Händen. »Ich bin am Ende.« Die Worte kamen gedämpft zwischen seinen Fingern hervor. »In einem Jahr gehe ich in den Ruhestand und werde derjenige sein, dem

der Abendschatten abhandengekommen ist. Der Mann ohne Schatten, so wird man mich nennen!«

Sergio und Alessandro warfen sich Blicke zu, sie schienen dasselbe zu denken: Die Ombra della Sera war an sich schon ein wichtiger Teil Volterras, war die Nabe der Geschichte, um die sich das Leben in der Stadt drehte. Aber in diesen Tagen kam ihr noch größere Bedeutung zu, denn wie sollte Volterra ohne sein Wahrzeichen den Wettbewerb gewinnen?

Boschetti jammerte leise. »Vielleicht hat der Diebstahl etwas mit diesem Wettstreit der Städte zu tun«, es war ein Murmeln, denn das Gesicht des Museumsleiters war noch immer von dessen Händen bedeckt, »das ist meine einzige Hoffnung.«

Sergio sah an Alessandros starrer Miene, dass sein Kollege über diese Schlussfolgerung ebenso überrascht war wie er.

»Vielleicht«, fuhr Boschetti fort, »steckt jemand von den konkurrierenden Städten dahinter, und nachdem die Jury am kommenden Montag hier war und Volterra den Preis nicht bekommen hat, wird die Statuette wieder auftauchen.«

Alessandro nickte zögerlich. »Das ist möglich.«

Boschetti riss die Hände vom Gesicht. »Dann bleibt nur eins zu tun: Der Diebstahl muss geheim gehalten werden! Nicht nur wegen meiner Karriere, sondern wegen des Wettbewerbs.«

Sergio räusperte sich. »Das ist unmöglich, Dottor Boschetti. Wir sind die Polizei und vertreten das Gesetz, und das ...«

»Hier gilt das Gesetz des Stärkeren!«, rief Boschetti aus und sah Sergio an, als habe dieser eine ansteckende Krankheit. »Und das sind wir! Wir Volterranner!«

Alessandro spitzte die Lippen und drehte den Bleistift zwischen den Fingern. »Dottor Boschetti, *per favore!* Niemand könnte geheim halten, dass der Abendschatten verschwunden ist. Wie wollen Sie denn den Leuten glaubhaft erklären, dass die Statuette nicht mehr an ihrem Platz steht?«

Boschetti klatschte sich mit der Hand gegen die Stirn. »Ganz einfach! Ich werde sagen, dass die Figur von einem internationalen Team Etruskologen untersucht wird, um ihr noch ein paar Geheimnisse zu entlocken. Ein paar Tage kann ich damit rausschlagen.«

Alessandro ließ den Bleistift auf die Unterlagen auf seinem Schreibtisch fallen. »Dottore! Wir vergessen jetzt einfach, was Sie da gerade vorgeschlagen haben, und Agente Panda begleitet Sie ins Museum, wo Sie ihm den Tatort zeigen und alles genau beschreiben. Was halten Sie davon?«

Sergio ging bereits in Richtung Tür.

Boschetti erhob sich unter dem Einwand, dass er zwar bereit sei, Sergio ins Museum zu begleiten, deshalb aber noch lange nicht von seinem Plan abweichen werde. Keinen Millimeter!

Auf dem Weg hinaus fiel Sergios Blick auf das dreieckige Gebilde auf seinem Schreibtisch. Er hatte es dort abgestellt, als er in die Wache gekommen war. Es war das Glas, das Luigi Leonetti in der Trattoria zurückgelassen hatte. Der Designer lebte und arbeitete im Palazzo Viti, einem Prunk-

gebäude aus dem sechzehnten Jahrhundert, nur einen Steinwurf von der Wache entfernt. Nach der Untersuchung des Diebstahls im Museum würde Sergio bei Leonetti vorbeigehen und ihm das Weinglas zurückbringen.

Er steckte es in die Tasche seiner Uniformjacke, hielt dem Museumsleiter die Tür auf, und die beiden Männer verließen die Wache. Sergio setzte seine Dienstmütze auf. Ein Rohrbruch in der Trattoria, ein Diebstahl im Museum – an Tagen wie diesen sollte man die Fensterläden besser geschlossen halten, sagte man in der Toskana.

## KAPITEL 3

Die Vitrine war leer. Sergio und Boschetti standen vor dem Steinsockel, auf dem der Abendschatten in der Regel präsentiert wurde. Der Sockel war von einem Glaskasten umgeben, in dem jetzt ein gezacktes Loch klaffte. Scherben bedeckten den Mosaikboden. Unerbittlich leuchteten die Scheinwerfer, die sonst die Statuette ins richtige Licht setzten, das Debakel aus.

»Ist der Alarm losgegangen?«, wollte Sergio wissen. »Haben Sie Videoaufzeichnungen?« Er zählte drei Kameras an den Wänden des Ausstellungsraumes.

Boschetti untersuchte die Fingernägel seiner rechten Hand. »Das muss jetzt unter uns bleiben«, begann er. »Die Kameras da oben, und leider auch die Alarmanlage ...« Er machte eine Pause, schien zu überlegen, wie viel er verraten konnte. »... sind nur noch Attrappen.« Er hob die Augenbrauen und zeigte seine Handflächen. »Sie funktionieren nicht mehr. Irgendwann, es muss vor drei oder vier Jahren gewesen sein, fiel eine Kamera nach der anderen aus. Gleichzeitig stiegen die Versicherungsbeiträge für unser Inventar. Beides zu bezahlen konnten wir uns nicht leisten.

Also entschied ich, dass die kaputten Kameras einfach so hängen bleiben sollten, wie sie waren. Zur Abschreckung, verstehen Sie, Agente?«

»Und zur Beruhigung der Versicherungsvertreter«, ergänzte Sergio.

Boschetti zwinkerte ihm zu. »Ich merke, Sie kennen mein Geschäft. Ohne Sicherheitssystem würde uns die Versicherung kündigen, ohne Versicherung würden unsere Leihgeber ihre Artefakte aus dem Museum abziehen. Dann sind wir für Touristen so reizvoll wie eine toskanische Garage.«

Jetzt begriff Sergio, warum der Dottore den Diebstahl nicht öffentlich bekannt geben wollte. Wenn die Versicherung herausfand, dass die Alarmanlage nicht funktionierte, würde sie Boschetti wegen Betrugs belangen. Für den Museumsleiter war es deshalb besser, auf Zeit zu spielen und darauf zu warten, dass der Abendschatten von selbst zurückkehrte. Was aber unwahrscheinlich war.

»Wenn Sie nicht wollen, dass der Diebstahl angezeigt wird«, sagte Sergio, »warum sind Sie dann zur Polizei gegangen?«

Boschetti wippte auf den Zehenspitzen, verschränkte die Arme, nur um sie gleich darauf wieder hängen zu lassen. Er suchte nach einer Beschäftigung für seine Hände und fand sie schließlich, indem er die Daumen in seinen Jackettaschen verhakte. »Wenn ich Sie nicht verständigt hätte, wäre ich womöglich als Dieb in Verdacht geraten. Deshalb appelliere ich noch einmal an Ihre Solidarität mit dem Museo Etrusco Guarnacci und vielleicht auch an Ihre Soli-



darität mit mir. Machen Sie den Diebstahl noch nicht publik. Geben Sie mir eine Chance. Ich bin sicher, dass sich die Sache aufklären lässt.«

Sergio zögerte. Er verstand das Dilemma des Dottore. Wenn Boschetti recht hatte, stand die Existenz des renommierten archäologischen Museums auf dem Spiel. Alles hing von Sergios Entscheidung ab.

»Wissen Sie was?«, sagte er schließlich. »Ich berate mit dem Kollegen Minotti, wie wir diesen delikaten Fall am besten behandeln. Aber zuerst schaue ich mich hier im Museum noch ein bisschen um.« Da das Haus montags geschlossen war, schlenderten keine Besucher durch die Säle, niemand würde ihm im Weg sein oder neugierige Fragen stellen. Es war an diesem Nachmittag ruhig auf den drei Etagen – vielleicht sogar zu ruhig.

»Wo sind eigentlich Ihre Mitarbeiter?«, erkundigte sich Sergio.

»Das Kassenpersonal, die Aufsichten und die Museumsführerinnen haben heute regulär frei«, zählte Boschetti auf. »Die Verwaltungsangestellten und die Reinigungskräfte habe ich darüber verständigt, dass sie zu Hause bleiben sollen, weil wir eine technische Störung haben.« Mit der rechten Hand beschrieb der Museumsleiter etwas wie eine Wellenlinie. »In gewisser Weise stimmt das ja, und ich wollte unnötiges Aufsehen vermeiden.«

»Das heißt, außer Ihnen und uns weiß niemand, dass der Abendschatten gestohlen worden ist?«, fragte Sergio.

Boschetti schüttelte den Kopf. »Und so soll es auch bleiben, wenn es nach mir geht.«

Sergio ignorierte das nochmalige Drängen des Dottore.  
»Wann haben Sie den Diebstahl bemerkt?«

Ein Zucken lief über Boschettis Mund, ehe er antwortete.  
»Ich bin mittags hergekommen, montags ist hier vor vier-zehn Uhr niemand.« Seine Hand suchte wieder die Jackettasche. »Normalerweise jedenfalls«, setzte er hinzu.

»Also hat der Dieb in der Zeit zwischen gestern Abend nach Schließung des Museums und heute Mittag zugeschlagen.« Und zwar im doppelten Sinn, dachte Sergio und umrundete noch einmal den zerstörten Glaskasten des Abendschattens. »Dann lassen Sie uns mal nachsehen, ob er auch an anderer Stelle Spuren hinterlassen hat.«

Boschetti führte Sergio durch die Ausstellungsräume, durch Säle voller etruskischer Asche-Urnen, gestaltet wie Sarkophage im Miniaturformat und mit Reliefs geschmückt, die Szenen aus der antiken Mythologie zeigten. Sergio kannte viele der Objekte, er hatte auch sie schon im Museum fotografiert. Die Spiegelreflexkamera und der Schwarz-Weiß-Film waren seine Leidenschaft, und er liebte es, Volterra und seine Bewohner ins rechte Licht zu setzen. Leider blieb ihm zwischen den drei Säulen seines Lebens – der Trattoria, der Polizeiwache und seiner Freundin Giulia – dafür nicht viel Zeit.

Statt archäologischer Ausstellungsstücke besichtigte Sergio gemeinsam mit Boschetti jedes einzelne Fenster des Museums, keines war aufgebrochen worden, ebenso wenig der Haupt- und der Nebeneingang sowie die Tür zum Garten des Museums. Der Dieb musste sich anderweitig Zugang zum Haus verschafft haben. In einem Raum im

zweiten Stock verwies der Dottore auf eines der Oberlichter, mehrere Meter über dem Boden. Er stellte die Theorie auf, der Einbrecher hätte sich von dort abgeseilt, um durch das Treppenhaus in die Etage darunter zu gelangen, dort den Abendschatten an sich zu bringen und anschließend mit der Beute im Gepäck wieder hinaufzuklettern. Sie holten eine Leiter, und Sergio stieg in schwindelerregende Höhe hinauf, fand aber auch an dem Oberlicht keinerlei Spuren des Einbruchs. Im Gegenteil: Die dichten Spinnweben an der Kunststoffabdeckung deuteten darauf hin, dass dort lange niemand mehr sauber gemacht hatte, geschweige denn, dass jemand an der Stelle eingestiegen war.

Wer auch immer die *Ombra della Sera* gestohlen hatte, war im Besitz eines Schlüssels – oder war im Museum geblieben, als dieses am Sonntag seine Pforten geschlossen hatte.

Sergio klappte die Leiter zusammen. »Wer außer Ihnen hat Zugang zum Haus?«

»Alle, die hier arbeiten.« Boschetti griff an der untersten Stufe zu und hob die Leiter an. »Die meisten haben einen eigenen Schlüssel, und dann gibt es noch ein Exemplar, das unter den anderen ausgetauscht wird.«

Das Sicherheitskonzept des Dottore ist mindestens so kriminell wie der Diebstahl im Museum, dachte Sergio, während sie die Leiter zurück in eine Abstellkammer trugen. An Verdächtigen würde es jedenfalls nicht mangeln.

»Vielleicht hat sich der Dieb einschließen lassen«, mutmaßte Sergio. Boschetti nickte. Zwischen Tausenden Ausstellungsstücken und Hunderten Vitrinen gab es in den

achtunddreißig Sälen genug dunkle Winkel, in denen sich ein Mensch verbergen konnte.

Bevor Sergio das Museum verlassen konnte, musste er dem Dottore versprechen, »nichts Unüberlegtes zu unternehmen«, wie der Museumsleiter es formulierte. Dabei sah er Sergio eindringlich an und drückte ihm zum Abschied fest die Hand. Auf dem Rückweg zur Wache, die Via di Sotto hinunter, hatte Sergio den Verdacht, Boschetti habe ihm einen Geldschein in die Hand drücken wollen, es sich aber im letzten Moment noch einmal anders überlegt.

Sergio überquerte die Via Giacomo Matteotti. An diesem Nachmittag Mitte Mai wimmelte es von Touristen, die vor den vielen Ristoranti die Speisekarten in den Schaukästen anschauten, als wären es Bilder einer Ausstellung. Von dort ging er weiter in die ruhigere Via dei Sarti, wo der Palazzo Viti lag, das Domizil Luigi Leonettis. Sergio holte das Glas hervor, das die ganze Zeit über seine Uniformjacke ausgebeult hatte, und überzeugte sich vom einwandfreien Zustand des dreieckigen Objekts. Wer wusste schon, was passieren würde, wenn er dem Designer ein angeschlagenes Exemplar zurückbringen würde?

Wie den meisten Gebäuden in den Städten der Toskana, so war auch dem Palazzo Viti von außen kaum anzusehen, welche Pracht sich hinter seiner schlichten Fassade entfaltete. Die hohen, von Sandstein eingefassten Fenster waren vergittert, das doppelflügelige Eingangstor war verschlossen. Statt einer Klingel gab es einen Türklopfer aus grün angelauferer Bronze, einen Ring im Maul eines Löwenkopfes – passend zum Namen Leonetti. Darunter war ein

Schild aus poliertem Messing angebracht. Es hatte die Form eines Familienwappens und zeigte den verschnörkelten Buchstaben *L*.

Sergio ließ den Türklopfer gegen das Holz fallen. Er hörte, wie der Knall hinter der Tür hallte, wartete einen Moment, aber niemand öffnete. Leonetti war wohl nicht zu Hause. Noch einmal probierte Sergio es mit dem Türklopfer, dann gab er auf. Das Glas konnte er auch am nächsten Tag zurückbringen.

Auf dem Weg am Palazzo entlang stieg ihm ein unangenehmer Geruch in die Nase. Irgendwo verschmorte etwas. Sergio schaute sich um und sah, dass eines der Fenster von Leonettis Domizil geöffnet war. Von dort zog der Gestank auf die Straße. Brannte es im Haus des Designers? Sergio zögerte nicht lange, sprang zu dem Fenster hoch, bekam das Gitter zu fassen und balancierte bei dem Versuch, einen Blick ins Innere zu werfen, auf einem schmalen Steinsims. Es gab keine Vorhänge, und wenn er zwischen den Gitterstäben hindurchschaute, konnte er einen Teil des dahinter liegenden Raums erkennen. Er bog den Kopf, um besser sehen zu können.

»Agente Panda?«, sagte jemand hinter ihm. »Was machen Sie da? Einen Kurs im Fassadenklettern?«

Sergio fuhr herum. Unter dem Fenster stand Joe Bonos, Mitarbeiter der Lokalzeitung *Volterra Adesso*, ein schlaksiger junger Bursche mit rotblondem Schopf und winzigen, rastlosen Äuglein. Seine helle, sommersprossige Haut schien von einem fortwährenden Sonnenbrand geplagt zu sein, vermutlich versuchte er deshalb, sich einen Bart wachsen

zu lassen. Joe Bonos, das wusste Sergio von früheren Begegnungen, war ein Künstlername, eigentlich hieß der junge Mann Giovanni Buongiorno, meinte aber, unter diesem Namen niemals Karriere machen zu können.

»Was wollen Sie?«, blaffte Sergio, sprang zu ihm hinunter und klopfte sich die Hände ab.

»Was gibt es Neues aus der Welt der Verbrechen?«, fragte Bonos und holte einen Notizblock und einen Bleistift aus der Kameratasche, die um seine Schulter hing.

»Wenn Sie den Polizeibericht lesen wollen«, entgegnete Sergio, »rufen Sie die Pressestelle in Pisa an.«

Bonos lächelte Sergio siegesgewiss an. »Ich habe gesehen, wie Sie aus dem Museo Guarnacci herausgekommen sind. Können Sie mir sagen, warum?«

»Weil ich zuvor im Museum war und zurück zur Wache musste.«

Bonos wedelte mit dem Schreibblock. »Sie wissen doch, dass Sie mich nicht so leicht abschütteln können. Ich habe einen guten Riecher für Geschichten, und wenn es irgendwo brennt, wittere ich den Rauch über Kilometer hinweg. Und hier lodert irgendwo eine Flamme, hoch wie ein Haus. Vorhin sah ich, wie der Museumsleiter im Eiltempo in den Palazzo Pretorio gestürmt ist, in dem zufällig die Polizeiwache liegt. Boschetti läuft zu ihnen, Sie gehen ins Museum. Dort ist etwas geschehen, was die Polizei interessiert. Eins und eins ergibt zwei.« Er tippte sich mit der Spitze des Bleistifts gegen die Stirn. »Handelt es sich um Diebstahl oder um ...«

Ein graublauer, nach verbranntem Kaffee riechender

Schwaden drang aus dem Fenster hervor und waberte zwischen den beiden Männern hindurch.

Sergio kehrte Bonos den Rücken zu und zog sich wieder an dem vergitterten Fenster hoch. Dabei versuchte er, die Fragen des Journalisten zu überhören und sich auf den Blick durch die Eisenstäbe zu konzentrieren. Nach einigen Augenblicken erkannte er etwas hinter einer schlanken Bodenvase. Ein Schuh ragte hervor. Eine graue Sandale mit einem Fuß darin.

Sergio ließ sich fallen. Er suchte die Fassade nach einer Möglichkeit ab, ins Innere des Palazzo zu gelangen. Aber da war nur die Tür.

Joe Bonos ließ nicht locker. »Kommen Sie, Agente Panda, geben Sie mir einen Hinweis. Ein Wort genügt. Ich gebe meine Quelle auch bestimmt nicht preis.«

»Ich gebe Ihnen gleich vier Wörter: Rufen Sie die *Misericordia!* Dadrin liegt ein Mensch, der Hilfe braucht.«

Sergio registrierte, wie Joe Bonos sein Mobiltelefon zückte, er selbst lief zur Pforte und suchte nach einer Möglichkeit, in den Palazzo hineinzugelangen. Der Löwenkopf mit dem Ring im Maul schien ihn höhnisch anzugrinsen. Sergio spürte, wie das Erdbeben in ihm erwachte, wie sich jener Moment der Unbeherrschtheit näherte, dem er seinen Spitznamen verdankte: *Terremoto* – Erdbeben.

»*Porca miseria!*«, fluchte er, holte aus und trat gegen die Tür.

Ein leises Klicken, kaum lauter als das einer Computermaus, war zu hören. Die Tür schwang einen Spaltbreit nach innen. Sergio schaute überrascht auf die Spitze seines

schwarzen Schuhs. Dann drückte er die Tür vollständig auf und rannte durch einen kurzen Flur in den Eingangssaal.

Der Luxus des Raumes ließ ihn innehalten. Er kannte den Palazzo, in früheren Jahren waren die verschwenderisch eingerichteten Säle ständig für Besucher geöffnet gewesen. Dann war der Stadtverwaltung das Geld für den Unterhalt ausgegangen. Als Luigi Leonetti nach einem Domicil in Volterra gesucht und angeboten hatte, den Palazzo zu kaufen, ihn in seiner historischen Gestalt zu erhalten und ab und zu eine Führung durchs Haus zuzulassen, hatte der Stadtrat nicht lange gezögert.

Wo war Leonetti jetzt? Gehörte der Fuß hinter der Blumenvase zu ihm? Sergio versuchte, sich zu orientieren. Am Ende des Saals führte eine Treppe nach oben. Er rannte hinauf und gelangte in einen schmalen Flur mit einer einzigen Tür am anderen Ende. Sergio eilte vorbei an einem Konsolentisch mit Marmorplatte und einem vergoldeten Spiegel. Dahinter öffnete sich ein großer Raum in der Pracht der Spätromantik. Sergio versuchte, sich nicht von silbernen Kandelabern und den Blicken schöner Frauen auf Ölgemälden ablenken zu lassen. Seine Schuhsohlen quietschten auf den Fliesen, als er sich zwischen drei Türen, die aus dem Saal führten, für die linke entschied. Im nächsten Raum bog er wieder nach links ab, glaubte, in einer Sackgasse gelandet zu sein, erkannte aber dann einen Durchgang, der in all der Pracht kaum zu erkennen war. Dahinter lag eine Treppe, die ein paar Stufen hinabführte. Staubige Fußspuren verrieten ihm, dass er sich dem Atelier des Künstlers zu nähern schien.



Sergio stürmte weiter. Das Erste, was ihm auffiel, war der Gestank. Dann erkannte er das offen stehende, von außen vergitterte Fenster. Dies musste der Raum sein, in den er vorhin hineingeschaut hatte. Überall lag Arbeitsmaterial Leonettis herum, eine Kreidetafel, ein Zirkel, Lineale und Schublehren, mehrere Laptops waren in dem Raum verteilt und zeigten denselben Bildschirmschoner, ein silbernes, dreidimensional wirkendes  $\mathcal{L}$ . Auf einer hellen Anrichte entdeckte Sergio die Ursache für den beißenden Geruch: eine Kaffeemaschine, deren Inhalt in der schwarz angelauten Kanne qualmte. Er zog den Stecker und stellte den Glasbehälter auf die Fensterbank. Ein runder Marmortisch auf einer hüfthohen Säule war mit Plänen bedeckt, an den Wänden hingen Federzeichnungen absonderlicher Apparaturen. Sergio meinte, darunter einen dreieckigen Toiletendeckel zu erkennen. Und dort stand auch jene Boden- vase, aus der Stängel künstlicher Blumen mit blauen, dreieckigen Blüten ragten.

Leonetti lag auf dem Boden, sein Haar war verklebt, eine Blutlache hatte sich um seinen Kopf gebildet. Sergio ging neben ihm auf die Knie und tastete am Hals nach einem Puls. Da war nichts. »Signor Leonetti!«, sagte Sergio, auf seltsame Art bemüht, leise zu sprechen. »Können Sie mich hören?« Er versuchte es noch einmal, suchte auch nach dem Herzschlag, doch er ahnte bereits, dass Luigi Leonetti tot war.

Etwas blitzte und klackte. Joe Bonos stand in der Tür. Er fotografierte die schreckliche Szene. Und Sergio hockte mittendrin.

»Verschwinden Sie!«, rief Sergio.

Durch das Fenster fiel jetzt der flackernde Schein von Blaulicht ins Atelier hinein. Weiter hinten im Palazzo waren Stimmen zu hören. Bonos machte noch eine Aufnahme. Seine Digitalkamera piepste. Als Sergio sich drohend auf richtete, suchte der Reporter das Weite. Erst jetzt fiel Sergio eine Stelle am Boden auf, ganz in der Nähe von Leonettis Leichnam.

Dort lag der Abendschatten, die Statuette aus dem Museum. Auf der grün patinierten Bronze prangten Flecken von dunklem Blut.

## KAPITEL 4

**K**ann ich den Toten dann mitnehmen?« Clara Manfredi, die Notärztin der Misericordia, schaute auf ihre Armbanduhr. Es war kurz nach sieben.

Der Abend hat gerade erst begonnen, dachte Sergio. Der Palazzo Viti hatte sich in einen Ameisenhaufen verwandelt. Rettungshelfer und Kriminaltechniker drängten im Eingangsflur aneinander vorbei, ständig hob und senkte sich das rot-weiße Flatterband, mit dem der Eingang versperrt war. In den Sälen war das Team der Spurensicherung bei der Arbeit – eine Mammutaufgabe angesichts des weitläufigen und reich ausgestatteten Palazzo. In Leonettis Atelier standen Sergio, Alessandro, Clara und Silvano, einer der Sanitäter von der Misericordia, vor dem Toten. Clara packte ihre Ausrüstung zusammen.

»Wir müssen noch auf die Kollegen Baldi und Rossi warten«, erklärte Alessandro. Er war zwar der Leiter der Polizeiwache in Volterra, aber für einen Fall wie diesen war die Kriminalpolizei zuständig, und die musste erst aus Pisa anreisen. Die Questura war eine knappe Autostunde entfernt, wenn man seinen Wagen italienisch fuhr. Doch bis Com-

missario Baldi und sein Schatten, Ispettore Rossi, erst mal bis zu ihrem Auto gekommen waren, verging meist schon doppelt so viel Zeit.

»Ich kann ja später noch mal herkommen«, sagte Clara Manfredi.

»Das wird nicht nötig sein.« Die Stimme von Dino Rossi hallte durch das Atelier. Der Ispettore trug eine gelbe Krawatte zu einem schwarzen Hemd, dazu einen grauen Kammgarnanzug und graue Schuhe. Er klimperte mit dem Autoschlüssel. »Die Polizei ist endlich da.«

Das war eine unmissverständliche Spitze gegen Sergio und Alessandro, die Rossi kaum als Polizisten gelten ließ, geschweige denn als Kollegen. In seinen Augen waren sie zu kaum etwas anderem in der Lage, als Strafmandate auszustellen und in Pisa anzurufen, wenn es wirklich mal Ärger gab. Und der lag unübersehbar vor Rossi auf dem Fußboden.

Silvano zog seinen Notfallrucksack zu und gab Sergio ein Handzeichen – er paffte eine unsichtbare Zigarette und deutete nach draußen. Sergio nickte kurz und wandte sich dann an Rossi.

»Wo haben Sie Commissario Baldi gelassen?«, fragte er. Fabrizio Baldi war Rossis Vorgesetzter. Normalerweise ging Rossi keinen Schritt ohne ihn.

»Hat zu tun«, gab Rossi knapp zurück.

Sergio warf Alessandro einen Blick zu. Ohne Baldi würde die Angelegenheit vielleicht unkomplizierter ablaufen als sonst. Schon zweimal war der Commissario wegen Gewaltverbrechen in Volterra aktiv geworden, und beide Male

hatten er und Rossi nichts als Verwirrung gestiftet. Letztendlich hatten Sergio und Alessandro die Fälle gelöst und die Mörder überführt, aber das hatte Dino Rossi anscheinend vergessen.

»Das ist doch Luigi Leonetti«, rief der Ispettore und ging neben dem Toten in die Knie. »Der Designer. Kennen wir schon die Todesursache?«

»Das Blut in seinem Haar stammt von einem Schlag mit einem stumpfen Gegenstand«, erklärte Clara Manfredi. »Schweres Schädel-Hirn-Trauma. Ich würde sagen: Jemand hat den Mann von hinten erschlagen.«

Rossi schaute mit lehrerhaft erhobenen Augenbrauen zu Clara hinauf. »Ach? Und woher wollen Sie wissen, dass er nicht einfach unglücklich gestürzt ist?«

Clara, eine kräftige Volterrannerin Anfang vierzig mit blonden Strähnen in den halblangen Haaren, deutete auf die Figur des Abendschattens. Die Bronzestatue lag noch genau dort, wo Sergio sie gefunden hatte, mit dem Unterschied, dass jetzt ein Kärtchen mit der Ziffer Zwei daneben auf dem Boden lag – das Kärtchen mit der Eins lag neben dem Toten, um den jemand mit Kreidespray eine Umrisslinie auf den Fliesen markiert hatte. Das Blut am Sockel der Statue war geronnen, aber gut erkennbar. »Wenn Sie mich fragen«, fuhr Clara fort, »und das haben Sie ja gerade getan, dann ist das da die Tatwaffe.«

Rossi entdeckte die Figur, streckte eine Hand danach aus, zog sie aber im letzten Moment zurück. »Ist die Spurensicherung damit schon fertig?«, fragte er. Ohne die Antwort abzuwarten, erhob er sich. »Der Abendschatten! Volterras

kostbarstes Stück!« Er lächelte Sergio und Alessandro an.  
»Das ist ja eine wunderbare Fügung des Schicksals.«

»Sie meinen hoffentlich nicht den Tod Luigi Leonettis«, entgegnete Sergio.

»Der Tod eines Menschen ist immer bedauerlich«, leierte Rossi einen Satz aus dem Lehrbuch für Polizisten im ersten Ausbildungsjahr herunter. »Aber im Fall von Leonetti wird das Auswirkungen haben. Der Mann wollte doch Volterra beim *Il-Girasole*-Wettbewerb unterstützen, nicht wahr? Er sollte diesem Nest mit seinen Künsten auf die Sprünge helfen.« Rossi stemmte die Arme in die Hüften, sein Kammgarnjackett schwang nach hinten, und er ließ seinen durchtrainierten Oberkörper sehen – eine einstudierte Geste. »Damit ist nun wohl *finito*«, fuhr Rossi fort. »Volterra wird weder seinen Designer zur Verfügung haben noch eines seiner Zugpferde.« Er deutete auf die Statuette. »Am Abendschatten klebt Blut. Wie wollen Sie das Artefakt jetzt noch gewinnbringend für den Wettbewerb verwenden?«

»Das ist die *Ombra della Sera*.« Alessandro war empört. »Diese Statuette ist über zweitausend Jahre alt. Unser Wahrzeichen. Es sind schon Kinder danach benannt worden.«

»Gut, gut«, stimmte Rossi zu. »Versuchen Sie es nur. Versuchen Sie, der Jury des Wettbewerbs mit dem Abendschatten zu kommen, einem Museumsstück und Mordwerkzeug, das sich noch nicht einmal in der Stadt befindet – weil ich es als Beweisstück mit nach Pisa nehmen werde. Wo es erst mal bleiben wird.« Er trat dicht an Sergio und Alessandro heran. Der Atem des Ispettore roch nach Mundwasser mit

Minze. »Volterra wird verlieren«, raunte er ihnen mit prophetischer Stimme zu.

»Meinen Sie nicht, dass der Wettbewerb angesichts eines Mordfalls zweitrangig ist?«, fragte Alessandro.

»Zweitrangig?«, echote Rossi. »Wenn Sie diesen Preis als zweitrangig ansehen, dann haben Sie ihn auch nicht verdient. Wissen Sie, was diese Auszeichnung bedeutet? Den Triumph der besten Stadt in der Region über alle anderen. Gerechtigkeit nach Jahrhunderten gegenseitiger Schmach und Missgunst. Endlich kann San Gimignano zeigen, was in ihm steckt.«

»Moment mal«, sagte Sergio. »Wieso ergreifen Sie Partei? Ausgerechnet für San Gimignano?«

Rossi zog die Säume seines Jacketts straff und schlug die Absätze zusammen. »San Gimignano ist der Stammsitz meiner Familie. Mein Elternhaus steht im Schatten der berühmten Geschlechtertürme. Das hätten Sie nicht gedacht, oder?«

»Sie stammen aus San Gimignano?«, fragte Sergio. »Aus der Nachbarschaft? Ich dachte immer ...«

Alessandro schaltete sich ein. »Aus San Gimignano? Wirklich? Dann sind Sie ja aus der Provinz, genau wie wir.«

Es war eine von Rossis Lieblingsbeschäftigungen, die Volterraner Polizisten bei jeder Gelegenheit darauf hinzuweisen, dass sie in seinen Augen Hinterwäldler waren, während er in Pisa und Florenz verkehrte. Einmal hatte er sogar beruflich in Rom zu tun gehabt, dort zwar nur an einem Beirnis teilgenommen, dennoch wurde Rossi nicht müde, seine »Verbindungen« in die Hauptstadt zu erwähnen.